Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 30 (1955)

Heft: 2

Rubrik: Haus, Wohnung, Garten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleinigkeiten des sozialen Lebens

Betrachtungen für ein ersprießliches Nebeneinanderwohnen

Von Nationalrat P. Steinmann (Schluß)

Auf dem Lande wohnen und *Haustiere halten,* ist ein Wunsch, den manch einer in sich trägt. Daß er in den wenigsten Fällen erfüllt werden kann, zeigt das stetige Anwachsen der Städte. In der dichten städtischen Besiedlung aber Haustiere halten zu wollen, gleich wie auf dem Lande, ist beinahe ein Anachronismus.

Für die Tiere selbst: sie sind in der Stadt einfach am unrichtigen Ort und müssen so weitgehend ihrer Freiheit beraubt werden, sollen sie nicht stetigen Anstoß erregen und zur Last anderer werden. Es ist leider nur zu wahr, daß es zum Beispiel in Mehrfamilienhäusern in den seltensten Fällen gelingt, bei Haustierhaltung Differenzen unter den Hausbewohnern zu vermeiden.

Wie oft ist es schon zu schweren Auseinandersetzungen gekommen, wenn beispielsweise das «liebe Büsi» sich in einer andern Küche mit einer leckeren Fleischration «eingedeckt» hat oder wenn es in einem Korridor oder auf einem Teppich einen Gruß hinterließ, der erhebliche Anforderungen an den Geruchssinn stellte. Die wenigsten Frauen, zum Beispiel in Parterrewohnungen, wissen es zu schätzen, wenn ein fremdes Büsi sich auf schönem, sauberem Bettzeug, das zum Sonnen oder Verlüften unter dem Fenster liegt, zu einem angenehmen «Pfus» niedergelegt und dabei noch vor der Abreise den Haarbalg säubert.

Auch die Fälle sind nicht selten, daß die lieben Büsi die Jagdgründe in anderer Leute Gärten verlegen. Daß es kaum etwas Erhebendes sein kann für einen Vogelfreund, wenn er sehen muß, daß *seine* Lieblinge, die fröhlichen Finken oder die munteren Meislein, die er vielleicht hegt und pflegt, dann von einer fremden Katze zum Schmaus geholt werden, kann sicher nur bei einer etwas allzu rauhbeinigen Einstellung verwundern.

Es ist auch eine nur zu bekannte Tatsache, daß Hundehaltungen stets dazu führen, daß oft von allen Himmelsrichtungen «Besuch» eintrifft. Gewiß ist es noch ganz nett, dem balgenden Spiel einer Hundemeute in Kolonieanlagen zuzuschauen. Es gibt aber auch da nicht gerade etwas Widerwärtigeres, als ständig auf Trottoirs oder Koloniewegen auf die zurückgelassenen Grüße dieser Vierbeiner zu stoßen oder zum Beispiel nachts auf sie treten zu müssen. Manch einer hat am lauten und tollen Spiel dieser munteren Kerle so lange Freude, als es ihn nicht näher berührt. Eine solch wilde Jagd über einen gutgepflegten Blumengarten aber ergibt sehr oft Resultate, die manchen mehr als nur traurig zu stimmen vermögen.

Es ist gewiß nicht Mangel an Verständnis, auch nicht Gefühlsleere, die die Genossenschaft veranlaßte, das Halten von Hunden und Katzen in unseren Genossenschaftskolonien zu untersagen. Wir gehören deswegen gar nicht zu jenen armen Menschen — wie in einer Diskussion über diese Frage einmal gesagt worden ist —, denen Tiere nichts sagen können.

Uns scheint aber, daß persönliche Liebhabereien — und dazu gehört auch die Tierhaltung — da keinen Platz haben, wo damit der Hausfriede und das gute Einvernehmen unter den Menschen gefährdet, ja gestört werden können und wo, wie bei der Tierhaltung, eigentlich die natürlichen Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden sind.

GESUNDE KINDER sind meist auch quicklebendiges Volk; das ist gut so und kann dazu dienen, daß die älteren Jahrgänge nicht allzu früh versauern. Diese Lebendigkeit darf aber sicher nicht so verstanden werden, daß die Kinder unbedingt auch maßlos lärmig und gar unanständig sein müssen, und noch weniger, daß sie alles verhudeln und zerstören sollen, was ihnen unter die Hände kommt oder mit dem sie in Berührung geraten. Man muß Freude haben an frischen, gesunden Kindern, an solchen mit echter und unverdorbener Kindlichkeit. In deren Gebaren sollte dann aber auch zum Ausdruck kommen, daß sich die Eltern mit Sorgfalt um die rechte Erziehung bemühen. Das hat mit Muckerei rein gar nichts zu tun, gerade so wenig wie schmeichlerische Freundlichkeit mit Wahrheit. Erziehung von Kindern ist eben ein stetes Bemühen der Eltern, denn auch hier ändern sich die Aufgaben stets mit dem Wachstum, aber auch mit der jeweiligen Umgebung.

Es ist eine immer wiederkehrende Erfahrung: Kinder, die zu Hause in der eigenen Wohnung die äußerste Ungebundenheit «genießen», sind in anderer Umgebung, zum Beispiel in der Schule, auch diejenigen, die bei anderen Menschen am häufigsten Anstoß erregen und die meiste Mühe verursachen. Sie sind als Spielgefährten nicht selten auch die sogenannten Spielverderber, sind Ursache von Differenzen unter den Ka-

meraden und Gespielen und nachher oft auch noch unter den Eltern. Solchen «Familienprinzchen» und «Prinzessinnen» fehlt gewöhnlich auch der Sinn für Gemeinsamkeit und Gemeinschaft, und das kann ihnen zu einer schweren Belastung in ihrem Leben werden. Familienprinzchen sind nicht selten auch auf die eine oder andere Art Familiendespoten. Sie haben es oft sehr schwer, sich richtig in die Gesellschaft einzufügen.

Es ist wahrscheinlich doch etwas zu bequem, stets zu wiederholen: «... man muß die Kinder doch etwas machen lassen.» Zu bequem ist es sicher auch, wenn eine gute Mutter im zweiten oder dritten Stock eines Mehrfamilienhauses 's Vreneli oder den Knirps am Morgen einfach vors Haus setzt, damit man in der eigenen Wohnung etwas Ruhe hat und die Hausgeschäfte ungestört machen kann — und dann glaubt, im Parterre seien alles Kindergärtnerinnen!

Es ist sicher auch etwas anspruchsvoll, anzunehmen, die Genossenschaft sei verpflichtet, zum günstigen Mietzins auch noch einen Fußballplatz für die Halbwüchsigen zu liefern.

Gewiß — Kinder sind allzeit ein Unruheelement im Hause und auf Wegen und in den Anlagen. Diese Unruhe immer wieder von neuem etwas zu zügeln, sie am Überborden zu hindern, das ist ein Teil der Erziehungsaufgabe der Erwachsenen. Zu dieser Erziehung gehört auch die Achtung vor den anderen, vor allem den Erwachsenen gegenüber, ferner eine gewisse Disziplin und der Respekt vor fremdem Eigentum.

Unsere Gartenanlagen oder die Wohnhöfe der Kolonien eignen sich nun sicherlich in keiner Weise zum Fußballspiel; die Gartenwege und die Zugangswege auch nicht als Velo- oder Trottinetrennbahnen. Fußball- oder auch Handballspiele an ungeeignetem Ort können zu einer äußerst gefährlichen Sache werden; dasselbe gilt vom Velo- und Trottinetrennen. Ganz abgesehen von Sachschäden, die entstehen können, ist vor allem eine Gefährdung älterer Leute damit verbunden, und schon öfters sind auch kleinere Kinder zu Schaden gekommen, wenn der Spieleifer der Größeren in zu starke Steigerung geriet.

Unserer Genossenschaft war es von jeher ein besonderes Anliegen, für Familien mit Kindern Wohnungen zu bauen und ihnen so ein sicheres Heim zu schaffen. Die Zahl der sogenannten Kleinwohnungen ist darum verhältnismäßig klein bei uns. Im Laufe der Jahrzehnte sind denn auch viele Hunderte von Kindern in unseren Wohnkolonien groß geworden. Immer wieder gaben die Kinder Anlaß zu Diskussionen, von freundlichen und verständnisvollen, leider aber auch zu solchen von sehr heftiger Art.

Das lag gar nicht immer bei den Kindern, mehr noch lag die Ursache bei einem gewissen Unverständnis, bei mangelndem Einfühlungsvermögen der einen oder der Empfindlichkeit und dem «Prinzenstolz» der anderen. Das wird — unsere Erfahrung schützt uns hier vor Illusionen — auch in Zukunft, mehr oder weniger ausgeprägt, sich wiederholen.

Einer Genossenschaftsverwaltung wird es aber, wenn sie ihrer Aufgabe als Treuhänderin des gemeinsamen, oft sauer erschafften Eigentums gerecht werden will, nie möglich sein, sich den immer wieder zu hörenden, etwas bequemen Spruch zu eigen zu machen: «Ja, es sind eben Kinder», was dann heißen soll, alles und jedes sei zum voraus zu entschuldigen. Daß die Genossenschaft richtigen menschlichen Sinn und Verständnis für die Kinder hat, beweist schon die Tatsache, daß so viele Familien mit Kindern bei ihr Wohnung fanden, wenn sie anderswo, vielleicht der Kinder wegen, weichen mußten.

Ein weiterer Beweis liegt sicher aber auch darin, daß man stets bestrebt war, wo es des Raumes wegen anging und die Kosten es erlaubten, für die Kleinen Spiel- und Sandplätze einzurichten. Um so mehr dürfen wir denn auch erwarten, daß auch die Eltern uns helfen, nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß Häuser und Anlagen vor frevlerischem Tun geschützt werden. Wenn wir zum Beispiel Blumen pflanzen oder Blütensträucher ziehen, dann sind diese zur Freude und Augenweide aller bestimmt, nicht aber zum Rupfen und Plündern für einige wenige.

Nicht Verbote, auch nicht die Furcht vor Strafe, sollten die Kinder abhalten, Unfug zu treiben und Schaden zu stiften. Vielmehr sollte es wachsende Einsicht sein, zu der ihnen vor allem genossenschaftliche Denkweise der Eltern verhelfen muß, dazu beizutragen, das gemeinsame Eigentum zu achten, die Genossenschaft vor Schaden und die Mitmieter vor Ärger und Verdruß zu bewahren.

Wir wissen, mit den Kindern kann man reden, sie haben auch Anspruch auf eine gewisse Geduld der Erwachsenen, denn schließlich müssen sie sich

in die Welt der heute erwachsenen einleben lernen. Falsch scheint uns aber, aus jedem kleinen Streich sofort eine große Sache zu machen. Falsch ist es nach unserer Erfahrung auch, die Kinder stets «anzupfeifen» und mit Strafen zu drohen. Auf diesem Wege erreicht man meist das Gegenteil. Allzu vieles «Anpfeifen» und Drohen nützt sich gerade bei den Kindern rasch ab.

Diese Betrachtungen, Anregungen und Hinweise sind Teil jahrelanger Beobachtungen und Erfahrungen, sind Resultat genossenschaftlicher Überlegungen. Sie sind nicht mit erhobenem Zeigefinger geschrieben, aber auch nicht mit der Miene überheblicher Weisheit, sondern als Gespräch der Freundschaft und als Diskussion unter Menschen, die einem wichtigen Ziele dienen wollen, nämlich dem des friedlichen und glücklichen Wohnens, einer der wichtigsten Voraussetzungen für ein schönes und harmonisches Familienleben. Sie wollen helfen, Hindernisse zu beseitigen, die einem ersprießlichen und frohen Wohnen in genossenschaftlicher Gemeinschaft entgegenstehen können.

Es würde beinahe unnützem Tun gleichen, würden wir nur gemeinsam Häuser und Wohnungen bauen und das gewissermaßen als Hauptgrund unserer Tätigkeit bezeichnen. Wir wären keine Genossenschaft im echten Sinne des Wortes. Denn wahre Genossenschaftlichkeit will vor allem der Wohlfahrt des Menschen dienen. Der Mensch steht an erster Stelle, und alles Schaffen ums Materielle gilt dem Wohlergehen, dem materiellen, und vor allem dem geistigen Fortschritt des Menschen und der Familie. Dies ist die Grundlage jeder staatlichen Gemeinschaft. Genossenschaftlichkeit ist unseres Erachtens vor allem der richtige Unterbau, auf welchem in größerem Rahmen, in der Gemeinde, im Staate und zuletzt in der Welt, der echten Humanität und einem friedlichen Wettbewerb und Nebeneinandersein gedient werden kann.

DIE SEITE DER FRAU

Leiden und Freuden einer Genossenschafts-«Präsidentin»

Natürlich war ich nicht die Präsidentin der Baugenossenschaft. Bestimmt gibt es keine (o doch, mindestens bei den «Berufstätigen Frauen». Die Red.) in der ganzen Schweiz. Nein, ich war selbstverständlich nur die Ehefrau des Präsidenten, als ich im «zarten» Alter von beiläufig 20 Jahren meinen Einzug in die Siedlung hielt. Der Himmel schien mir voller Geigen zu hängen. Ich freute mich riesig auf das kleine Haus, in dem wir nun wohnen sollten und worin ich als mehr oder weniger züchtige Hausfrau in Frieden und Freiheit zu walten gedachte. Was eine Baugenossenschaft ist, wußte ich so ungefähr, und daß mein Gatte als ihr Präsident amtete, erfüllte mich mit großem Stolz. Für den Rest war ich völlig ahnungslos und unerfahren, wie man dies eben mit 20 Jahren üblicherweise ist.

Zu dem Übel meiner jugendlichen Unbeschwertheit — sie ist mir inzwischen leider längst abhanden gekommen — gesellte sich aber ein weiteres, noch viel gravierenderes: Ich war einfach ein wenig anders als meine lieben Nachbarinnen. Während sie in früher Morgenstund bereits wuchtig im Hause herumwerkten, lag ich noch selig in Morpheus' Armen und trank dann friedlich meinen Kaffee im Garten. Staubten sie ihr Haus jeden Tag heraus, so tat ich dies nur jeden zweiten. Wenn die Seuche der Frühlingsputzete losbrach, so wurde ich davon keineswegs angesteckt, sondern saß lesenderweise höchst geruhsam an der Sonne. Einmal ging es sogar so weit, daß ich, neben dem Stubenwagen mit unserem erstgeborenen Sohne darin sitzend, vergaß, das Mittagessen «obzutun». Derart hatte mich das Schicksal Martin Edens ergriffen. Ich vergoß salzige Tränen darob und versalzte nachher noch die verspätete Suppe.

Versuchte mir die eine Nachbarin damit zu imponieren, daß sie über 200 Gläser mit Obst sterilisiert habe und noch nicht ein einziges Mal im Garten auf der Bank gesessen sei, so erwiderte ich ihr völlig unbeeindruckt: «Mein Mann ißt so etwas überhaupt nicht, und somit hat es für mich gar keinen Zweck, zu sterilisieren.»

(Fortsetzung Seite 39)